

nungslos bezeichnet wurde, da nötigten den Bandalarius seine verhungerten Scharen zur Übergabe.

Er selbst bedang sich freies Geleit nach Ravenna aus.

Seine Tausendschaften wurden gefangen aus Italien geführt. Ja, so tief gesunken war Mut und Volksgefühl der endlich Bezwungenen, daß sie unter Graf Siffrid von Carsina gegen die eigenen Volksgenossen Dienste nahmen unter Belisars Fahnen.

Der Sieger hatte Auginum stark besetzt und alsbald die bisherigen Belagerer dieser Feste zurückgeführt in das Lager vor Ravenna, wo er Cethegus den bisher anvertrauten Oberbefehl wieder abnahm.

Es war, als ob ein Fluch an dem Haupte des Gotenkönigs hafte, auf dem so schwer die Krone lastete. Da er nun den Grund seines Mißlingens keiner Schwäche, keinem Versehen auf seiner Seite zuschreiben, da er ebensowenig an dem guten Recht der Goten gegen die Byzantiner zweifeln und da seine einfache Gottesfurcht in diesem Ausgang nichts andres als das Walten des Himmels erblicken konnte, so kam er immer wieder auf den quälenden Gedanken, es sei um seiner un vergebenen Sündenschuld willen, daß Gott die Goten züchtige: eine Vorstellung, welche die Anschauungen des die Zeit beherrschenden alten Testaments ihm nicht minder nahelegten als viele Züge der alten germanischen Königsage.

Diese Gedanken verfolgten unablässig den tüchtigen Mann und nagten Tag und Nacht an der Kraft seiner Seele. Bald suchte er im selbstquälenden Grübeln jene seine geheime Schuld zu entdecken. Bald sann er nach, wie er den ihn verfolgenden Fluch wenigstens von seinem Volke wenden könne. Längst hätte er die Krone einem andern abgetreten, wenn ein solcher Schritt in diesem Augenblick nicht ihm und andern als Feigheit hätte erscheinen müssen. So war ihm auch dieser Ausweg — der nächste und liebste — aus seinen quälenden Gedanken verschlossen. Gebeugt saß jetzt oft der sonst so stattliche

Mann, blickte lange starr und schweigend vor sich hin, nur manchmal das Haupt schüttelnd oder tief aufseufzend.

Der tägliche Anblick dieses stillen, stolzen Leidens, dieses stummen und hilflosen Erduldens eines niederdrückenden Geschicks blieb, wie wir gesehen, nicht ohne Eindruck auf Matastwintha. Auch glaubte sie sich nicht darin getäuscht zu haben, daß seit geraumer Zeit sein Auge milder als sonst, mit Wehmut, ja mit Wohlwollen auf ihr geruht habe. Und so drängte sie teils uneingestandene Hoffnung, die so schwer erlischet im liebenden Herzen, teils Reue und Mitleid mächtiger als je zu dem leidenden König.

Oft wurden sie jetzt auch durch ein gemeinsames Werk der Barmherzigkeit vereint. Die Bevölkerung von Ravenna hatte in den letzten Wochen angefangen, während die Belagerer von Ancona aus das Meer beherrschten und aus Calabrien und Sizilien reiche Vorräte bezogen, Mangel zu leiden. Nur die Reichen vermochten noch die hohen Preise des Getreides zu bezahlen. Des Königs mildes Herz nahm keinen Anstand, aus dem Ueberfluß seiner Magazine, die, wie gesagt, die doppelte Zeit bis zu dem Eintreffen der Franken auszureichen versprochen, auch an die Armen der Stadt wohlthätige Verteilungen zu machen, nachdem er seine gotischen Tausendschaften versorgt hatte: auch hoffte er auf eine große Menge von Getreideschiffen, welche die Goten in den oberen Padus-Gegenden auf diesem Flusse zusammengebracht hatten und in die Stadt zu schaffen trachteten.

Um aber jeden Mißbrauch und alles Uebermaß bei jenen Spenden fernzuhalten, überwachte der König selbst diese Austeilungen: und Matastwintha, die ihn einmal mitten unter den bettelnden und dankenden Haufen angetroffen, hatte sich neben ihn auf die Marmorstufen der Basilika von Sanct Apollinaris gestellt und ihm geholfen, die Körbe mit Brot verteilen. Es war ein schöner Anblick, wie das Paar, er zur Rechten, die Königin zur Linken, vor der Kirchenpforte standen und



über die Stufen hinab dem segensrufenden Volk die Spende reicheten.

Während sie so standen, bemerkte Matastwintha unter der drängenden, flutenden Volksmasse, — denn es war viel Landvolk ja auch von allen Seiten vor den Schrecken des Krieges in die rettenden Mauern zusammengeströmt, — auf der untersten Stufe der Basilika seitwärts ein Weib in schlichtem, braunem, halb über den Kopf gezogenem Mantel. Dies Weib drängte nicht mit den andern die Stufen hinan, um auch Brot für sich zu fordern: sondern lehnte, vorgebeugt, den Kopf auf die linke Hand und diesen Arm auf einen hohen Sarkophag gestützt, hinter der Ecksäule der Basilika und blickte scharf und unverwandt auf die Königin.

Matastwintha glaubte, das Weib sei etwa von Furcht oder Scham oder Stolz abgehalten, sich unter die keckern Bettler zu mischen, die auf den Stufen sich stießen und drängten: und sie gab Aspa einen besondern Korb mit Brot, hinabzugehen und ihn der Frau zu reichen. Sorglich bemüht häufte sie mit mildem Blick und mit den beiden weißen Händen tätig das duftende Gebäck. —

Als sie auffah, begegnete sie dem Auge des Königs, das, sanft und freundlich gerührt, wie noch nie, auf ihr geruht hatte. — Heiß schoß ihr das Blut in die Wangen, und sie zuckte leise und senkte die langen Wimpern.

Als sie wieder auffah und nach dem Weib im braunen Mantel blickte, war diese verschwunden. Der Platz am Sarkophag war leer.

Sie hatte, während sie den Korb füllte, nicht bemerkt, wie ein Mann mit einem Büffelfell und einer Sturmhaube, der hinter der Frau stand, sie beim Arme gefaßt und mit sanfter Gewalt hinweggeführt hatte. „Komm,“ hatte er gesagt, „hier ist kein guter Ort für dich.“ Und wie im wachen Traum hatte das Weib geantwortet: „Bei Gott, sie ist wunderschön.“

„Ich danke dir, Matastwintha!“ sprach der König freundlich, als die für heute bestimmten Spenden verteilt waren.

Der Blick, der Ton, das Wort drangen tief in ihr Herz. Nie hatte er sie bisher bei ihrem Namen genannt, immer nur die Königin in ihr gesehen und angesprochen. Wie beglückte sie das Wort aus seinem Munde — und wie schwer lastete doch zugleich diese Milde auf ihrer schuldbehafteten Seele! Offenbar hatte sie sich zum Teil seine wärmere Stimmung durch ihr werktätiges Mitleid mit den Armen erworben. „Oh, er ist gut,“ sagte sie, halb weinend vor Erregung, „ich will auch gut sein.“

Als sie mit diesem Gedanken in den Vorhof des ihr angewiesenen linken Flügels des Palastes trat, — Witichis bewohnte den rechten — eilte ihr Aspa geschäftig entgegen. „Ein Gesandter aus dem Lager,“ flüsterte sie der Herrin eifrig zu. „Er bringt geheime Botschaft vom Präsekten — einen Brief, von Sypbar' Hand, in unster Sprache — er harret auf Antwort...“ —

„Laß,“ rief Matastwintha, die Stirne furchend, „ich will nichts hören, nichts lesen. Aber wer sind diese?“

Und sie deutete auf die Treppe, die aus der Vorhalle in ihre Gemächer führte. Da kauerten auf den roten Steinplatten Weiber, Kinder, Kranke, Gonen und Italier durcheinander, in Lumpen gehüllt — eine Gruppe des Elends.

„Bettler, Arme, sie liegen hier schon den ganzen Morgen. Sie sind nicht zu verschrecken.“ — „Man soll sie nicht verschrecken!“ sprach Matastwintha, näher tretend.

„Brot, Königin! Brot, Tochter der Amalungen!“ riefen mehrere Stimmen ihr entgegen. „Gib ihnen Gold, Aspa, alles, was du bei dir trägst, und hole...“ — „Brot! Brot! Königin, nicht Gold! um Gold ist kein Brot mehr zu haben in der Stadt.“

„Vor des Königs Speichern wird es umsonst verteilt. Ich komme gerade davon her, warum wart ihr nicht dort?“

„Ach, Königin, wir können nicht durchdringen,“ jammerte



eine hagere Frau. „Ich bin alt, und meine Tochter hier ist krank, und jener Greis dort ist blind. Die Gesunden, die Jungen stoßen uns zurück. Drei Tage haben wir's umsonst versucht: wir dringen nicht durch.“ — „Nein, wir hungern,“ grollte der Alte. „O Theoderich, mein Herr und König, wo bist du? Unter deinem Zepter hatten wir vollauf. — Da kamen die Armen und Siechen nicht zu kurz. Aber dieser Unglücks-könig... —“

„Schweig,“ sprach Matastwintha, „der König, mein Gemahl“, — und hier flog ein wunderschönes Rot über ihre Wangen — „tut mehr, als ihr verdient. Wartet hier, ich schaffe euch Brot. Folge mir, Aspa.“

Und rasch schritt sie hinweg. „Wohin eilst du?“ fragte die Sklavin staunend.

Und Matastwintha schlug den Schleier über ihr Antlitz, als sie antwortete: „Zum König!“

Als sie das Vorgemach des Witichis erreicht, bat sie der Thürsteher, der sie mit Bestremden erkannte, zu verweilen. „Ein Abgesandter Belisars habe geheime Audienz: er sei schon lange im Gemach und werde es bald verlassen.“

Da öffnete sich die Thür: — und Prokop stand zögernd auf der Schwelle. „König der Goten,“ sprach er, sich nochmals wendend, „ist das dein letztes Wort?“ — „Mein letztes, wie's mein erstes war,“ sprach der König voller Würde. — „Ich gönne dir noch Zeit: — ich bleibe noch bis morgen in Ravenna.“ — „Von jetzt an bist du mir als Gast willkommen, nicht mehr als Gesandter.“ — „Ich wiederhole: fällt die Stadt mit Sturm, so werden alle Goten, die höher als Belisars Schwert, getötet — er hat's geschworen! — Weiber und Kinder als Sklaven verkauft — Du begreifst: Belisar kann keine Barbaren brauchen in seinem Italien — Dich mag der Tod des Helden locken: aber bedenke die Hilflosen — ihr Blut wird vor Gottes Thron —“ — „Gesandter Belisars, ihr steht in Gottes Hand wie wir; leb' wohl.“ Und so mächtig wurden

diese Worte gesprochen, daß der Byzantiner gehen mußte, so ungern er es tat. Die schlichte Würde dieses Mannes wirkte stark auf ihn. Aber auch auf die Lauscherin.

Als Prokop die Thür schloß, sah er Matastwintha vor sich stehen und trat bewundernd einen Schritt zurück, geblendet von so viel Schönheit. Ehrerbietig begrüßte er sie. „Du bist die Königin der Goten!“ sagte er, sich fassend, „du mußt es sein.“

„Ich bin's!“ sagte Matastwintha, „hätt' ich das nie vergessen.“ Und stolz rauschte sie an ihm vorüber.

„Augen haben diese Germanen, Männer und Weiber,“ sagte Prokop im Hinausgehen, „wie ich sie nie gesehen.“

### Zwanzigstes Kapitel.

Matastwintha war inzwischen angemeldet bei ihrem Gatten eingetreten.

Witichis hatte alle Gemächer, welche die Amalungen Theoderich, Athalarich, Amalastwintha bewohnt, (sie lagen im Mittelbau des weitläufigen Palastes) unberührt gelassen und einige auch früher schon von ihm, wenn er die Wache am Hofe hatte, bewohnte Räume im rechten Flügel bezogen. Er hatte die Gold- und Purpurabzeichen der Amaler nie angelegt und aus seinen Zimmern allen königlichen Pomp entfernt. Ein Feldbett auf niedern Eisenfüßen, auf welchem sein Helm, sein Schwert und mehrere Urkunden lagen, ein langer Eichentisch und wenig Holzgerät standen in dem einfachen Gelaß.

Er hatte sich nach des Gesandten Entfernung, erschöpft, mit dem Rücken gegen die Thür in einen Stuhl geworfen und stützte das müde Haupt in beiden Händen auf den Tisch. So hatte er den leicht schwebenden Schritt der Eintretenden nicht bemerkt.

Matastwintha blieb, wie gebannt, an der Schwelle stehen. Sie hatte ihn noch niemals aufgesucht. Ihr Herz pochte mäch-



fig. Sie konnte ihn nicht ansprechen: sie konnte nicht näher-treten.

Endlich stand Witichis mit Seufzen auf. Da sah er die regungslose Gestalt an der Türe stehen. „Du hier, Königin?“ sprach er staunend und trat ihr einen Schritt entgegen. „Was kann dich zu mir führen?“

„Die Pflicht — das Mitleid“ — sagte Matastwintha rasch. „Sonst hätte ich nicht — — ich habe eine Bitte an dich.“

„Es ist die erste,“ — sagte Witichis. — „Sie betrifft nicht mich“ — fiel sie schnell ein. — „Ich bitte dich um Brot für Arme, Kranke, welche“ —

Da reichte ihr der König schweigend die Rechte hin. —

Es war das erstemal: sie wagte nicht, sie zu fassen: und hätte es doch, o wie gerne, getan. So faßte er selbst ihre Hand und drückte sie leicht.

„Ich danke dir, Matastwintha, und bitte dir ein Unrecht ab. Du hast dennoch ein Herz für dein Volk und seine Leiden. Ich hätte das nie geglaubt: ich habe hart von dir gedacht.“

„Hättest du von jeher anders von mir gedacht: — es wäre vielleicht manches besser.“

„Schwerlich! Das Unglück heftet sich an meine Fersen. Eben jetzt — du hast ein Recht, es zu wissen — brach meine letzte Hoffnung: Die Franken, auf deren Hilfe ich hoffte, haben uns verraten. Entsatz ist unmöglich: die Übermacht der Feinde durch den Abfall der Italier allzugroß. Es bleibt nur noch ein letztes: ein freier Tod.“

„Laß mich ihn mit dir teilen,“ rief Matastwintha, und ihre Augen leuchteten. — „Du? nein; die Tochter Theoderichs wird ehrenvolle Aufnahme finden am Hofe von Byzanz. Man weiß, daß du gegen deinen Willen meine Königin geworden... — Du kannst dich laut darauf berufen.“

„Nimmermehr!“ sprach Matastwintha begeistert.

Witichis fuhr, ohne ihrer zu achten, in seinen Gedanken fort: „Aber die andern! Die Tausende! die Hunderttausende

von Weibern, von Kindern! Belisar hält, was er geschworen! Es ist nur eine Hoffnung noch für sie: — eine einzige! Denn — alle Mächte der Natur verschwören sich gegen mich. Der Padus ist plötzlich so seicht geworden, daß zweihundert Getreideschiffe, die ich erwartete, nicht rasch genug den Fluß herabgebracht werden konnten: die Byzantiner haben sie aufgefangen!

Ich habe nun um Hilfe an den Westgotenkönig geschrieben: er soll seine Flotte senden. Die unsre ist ja in Feindes Hand! Dringt sie in den Hafen, so kann darauf entfliehen, was nicht fechten kann und nicht sterben soll. Auch du kannst dann, wenn du es vorziehst, nach Spanien entfliehen.“

„Ich will mit dir —, mit euch sterben.“

„In wenigen Wochen können die westgotischen Segel vor der Stadt erscheinen. Bis dahin reichen meine Speicher — der letzte Trost. Doch, das mahnt mich an deinen Wunsch: — Hier ist der Schlüssel zu dem Haupttor der Speicher. Ich trag' ihn Tag und Nacht auf meiner Brust. Bewahre ihn wohl: — er verwahrt meine letzte Hoffnung. Er schließt das Leben von vielen Tausenden ein. Es war meine einzige Müheverwaltung, die nicht fruchtlos blieb. Mich wundert,“ fügte er schmerzlich hinzu, „daß nicht die Erde sich aufgetan hat oder Feuer vom Himmel gefallen ist, diese meine Bauten zu verschlingen.“

Und er nahm den schweren Schlüssel aus dem Brustflaß seines Wamses. „Hüt' ihn wohl, es ist mein letzter Schatz, Matastwintha.“

„Ich danke dir, Witichis — König Witichis —“ sagte sie, verbessernd, und griff nach dem Schlüssel, aber ihre Hand zitterte. Er fiel.

„Was ist dir,“ fragte der König, den Schlüssel ihr in die Rechte drückend, — sie steckte ihn in den Gürtel ihres weiß-seidnen Unterkleides — „du zitterst? Bist du krank?“ setzte er besorgt hinzu.



„Nein — es ist nichts. — Aber sieh mich nicht an so — so wie jetzt und wie heute morgen . . . —“ „Vergib mir, Königin,“ sagte Witichis, sich abwendend. „Meine Blicke sollten dich nicht kränken. Ich hatte viel, recht viel Gram in diesen Tagen. Und wenn ich nachsann, mit welcher Schuld ich all dies Unglück verdient haben könnte . . .“ — seine Stimme wurde weich.

„Dann? o rede?“ bat Matastwintha hingerissen. Denn sie zweifelte nicht mehr an dem Sinn seines unausgesprochenen Gedankens.

„Dann hab' ich, unter all den ringenden Zweifeln, oft auch gedacht, ob es nicht Strafe sei für eine harte, harte That, die ich an einem herrlichen Geschöpf begangen. An einem Weibe, das ich meinem Volk geopfert —“ Und unwillkürlich sah er im Eifer seiner Rede auf die Hörerin.

Matastwinthens Wangen erglühten: sie faßte, sich aufrecht zu halten, nach der Lehne des Stuhles neben ihr. „Endlich — endlich erweicht sein Herz, und ich — was habe ich ihm getan!“ dachte sie, „und er bereut.“

„Ein Weib,“ fuhr er fort, „das unsäglich um mich gelitten, mehr als Worte sagen können.“ — „Halt ein!“ flüsterte sie so leise, daß er es nicht vernahm. „Und wenn ich dich in diesen Tagen um mich walten sah, weicher, milder, weiblicher als je zuvor — dann rührtest du mein Herz mit Macht: und Tränen drangen in meine Augen.“ —

„O Witichis!“ hauchte Matastwintha.

„Jeder Ton deiner Stimme sogar drang tief in meine Seele. Denn du mahnst mich darn so ganz, so herzerschütternd an —“

„An wen?“ fragte Matastwintha und wurde leichenbläß.

„Ach, an sie, die ich geopfert! Die alles um mich gelitten, an mein Weib Kauthgundis, die Seele meiner Seele.“ Wie lange hatte er den geliebten Namen nicht mehr laut gesprochen! Jetzt überwältigte ihn bei diesem Klang die Macht des Schmer-

zes und der Sehnsucht: und in den Stuhl sinkend bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen.

Es war gut. Denn so bemerkte er nicht, wie es blißähnlich durch die Gestalt der Königin zuckte, ihr schönes Antlitz sich medusenhaft verzerrte. Doch hörte er einen dumpfen Schlag und wandte sich.

Matastwintha war zu Boden gesunken. Ihre linke Hand flammerte sich in die durchbrochene Rücklehne des Stuhls, an dem sie niedergeglitten war, während die Rechte sich fest auf den Mosaikboden stemmte. Ihr bleiches Haupt war vorgebeugt, das prachtvoll rote Haar flutete, losgerissen aus dem Scheitelband, über ihre Schultern: ihre scharf geschnittenen Nästern flogen.

„Königin!“ rief er hinzueilend, sie aufzuheben, „was hat dich befallen?“

Aber ehe er sie berühren konnte, schnellte sie wie eine Schlange empor und richtete sich hoch auf: „Es war eine Schwäche,“ sagte sie, „die jetzt vorbei: — leb' wohl!“ Wankend erreichte sie die Tür und fiel draußen bewusstlos in Aspas Arme.



Unterdessen hatte sich das unheimliche drohende Ansehen der ganzen Natur noch gesteigert.

Die kleine, rundgeballte Wolke, die Cethegus am Tage zuvor bemerkt, war der Vorbote einer ungeheuren schwarzen Wolkenwand gewesen, welche die Nacht über aus dem Osten aufgestiegen war, jedoch seit dem Morgen unbeweglich, wie Verderben brütend, über dem Meere stand und die Hälfte des Horizonts bedeckte.

Aber im Süden brannte die Sonne mit unerträglich steigenden Strahlen aus dem unbewölkten Himmel. Die gotischen Wachen hatten Helm und Harnisch abgelegt: sie setzten sich lieber den Pfeilen der Feinde als dieser unleidlichen Hitze aus.



Kein Lüftchen regte sich mehr. Der Ostwind, der jene Wolken-  
schicht heraufgeführt, war plötzlich gefallen. Unbeweglich, blei-  
grau lag das Meer: die Zitterpappeln im Schloßgarten stan-  
den regungslos.

Allein in die tags zuvor ebenfalls verstummte Lierwelt  
war Angst und Unruhe geraten. An dem heißen Sand der  
Küste hin flatterten Schwalben, Möwen und Sumpfvögel un-  
sicher, ziellos, hin und her, ganz nieder an der Erde hinstrei-  
chend und manchmal schrille Rufe gellend. In der Stadt aber  
liefen die Hunde winselnd aus den Häusern: die Pferde rissen  
sich in den Ställen los und schlugen, ungeduldig schnaubend,  
dröhnenden Hufes um sich; kläglich schrien Katzen, Esel und  
Maultiere, und von den Dromedaren Belisars rasten und  
schänkten sich drei zu Tode, in wütenden Anstrengungen, zu  
entkommen. —

Es neigte jetzt gegen Abend. Die Sonne drohte, alsbald  
unter den Horizont zu sinken.

Auf dem Forum des Herkules saß ein Bürger von Ra-  
venna auf der Marmorstufe vor seinem Hause. Er war ein  
Winzer und schenkte, wie der verdorrte Rebenzweig über seiner  
Tür zeigte, in seinem Hause selbst von seinem Gewächs. Er  
blickte nach dem drohenden Wettergewölk. „Ich wollte, es käme  
Regen,“ seufzte er. „Kommt nicht Regen, so kommt Hagel  
und zerschlägt vollends, was an Wachstum draußen die Kasse  
der Feinde noch nicht zerstampft haben.“

„Nennst du die Truppen unsres Kaisers Feinde?“ flüsterte  
sein Sohn, ein römischer Patriot. Aber leise. Denn eben bog  
um die Ecke eine gotische Runde.

„Ich wollte, der Drakus verschlänge sie alle miteinander,  
Griechen und Barbaren! Die Goten haben wenigstens immer  
Durst. Siehst du, da kommt der lange Hildebadus, der ist der  
Durstigste einer. Sollte mich wundern, wenn er heute nicht  
trinken wollte, da die Steine bersten möchten vor Trocken-  
heit.“

Hildebad hatte die nächste Wache abgelöst und schlenderte  
nun langsam heran, den Helm im linken Arm, die lange Lanze  
lässig über der Schulter. Er schritt an der Weinschenke vorbei,  
zu großem Befremden ihres Herrn, bog in die nächste Seiten-  
gasse und stand bald vor einem hohen und dicken Rundturm,  
— er hieß der Turm des Aëtius —, in dessen Schatten oben  
auf dem Walle ein schöner junger Gote auf und nieder schritt.  
Lange, hellblonde Locken rieselten auf seine Schultern: und das  
zarte Weiß und Rot seines Gesichts wie die milden blauen  
Augen gaben ihm ein fast mädchenhaftes Ansehn.

„He, Fridugern,“ rief ihm Hildebad hinauf, „huitveh! Bliß-  
junge, hältst du's noch immer aus auf diesem Bratrost da  
oben? Und mit Schild und Panzer — uf!“

„Ich habe die Wache, Hildebad!“ sagte der Jüngling sanft.

„Ach, was Wache! Glaubst du, bei dieser Schmelzofenhitze  
wird Belisar stürmen? Ich sage dir, der ist froh, wenn er Luft  
hat, und verlangt heute kein Blut. Komm mit: ich kam dich zu  
holen — der dicke Ravennate auf dem Herkulesplatz hat alten  
Wein und junge Töchter: — laß uns beide zu Munde führen.“

Der junge Gote schüttelte die langen Locken, und seine Stirn  
faltete sich. „Ich habe Dienst und keinen Sinn für Mädchen.  
Durst habe ich freilich: — schicke mir einen Becher Wein  
herauf.“

„Ach, richtig, bei Freia, Venus und Maria! du hast ja eine  
Braut über den Bergen am Danubius! Und du glaubst, die  
merkt es gleich, und die Treue sei gebrochen, wenn du hier einer  
Römerdame in die Kohlenaugen guckst. O lieber Freund, bist  
du noch jung! Nun, nun, nichts für ungut. Mir kann's ja  
recht sein. Bist sonst ein guter Gesell und wirfst schon noch  
älter werden. Ich schicke dir vom roten Massiker heraus: —  
da kannst du dann allein Allgunthens Minne trinken.“

Und er wandte sich und war rasch in der Schenke ver-  
schwunden. Bald brachte ein Sklave dem jungen Goten einen  
Becher Wein; dieser flüsterte: „All Heil, Allgunthis!“ und



leerte ihn auf einen Zug. Dann nahm er die Lanze wieder auf die Schulter und ging auf der Mauer auf und nieder, langsamen Schrittes. „Von ihr sinnen und träumen darf ich wenigstens,“ sagte er, „das wehrt kein Dienst. Wam werd' ich sie wohl wiedersehn?“ Und er schritt weiter: und blieb dann gedankenvoll im Schatten des mächtigen Turmes stehn, der schwarz und drohend auf ihn niedersah. —

Bald nach Hildebad zog eine andre Schar Goten vorbei. Sie führten in der Mitte einen Mann mit verbundenen Augen und ließen ihn zur porta Honorii hinaus. Es war Prokop, der vergeblich noch die festgestellten drei Stunden gewartet hatte. Es war umsonst: keine Botschaft vom König kam: und mißmutig verließ der Gesandte die Stadt. Des Präfecten feiner Plan war, so schien es, an der schlichten Würde des Gotenkönigs gescheitert. —

Und noch eine Stunde verging. Es war dunkler, aber nicht kühler geworden. Da erhob sich vom Meere plötzlich ein starker Windstoß aus Süden: er schob die schwarzen Wolkenballen mit rasender Eile nach Norden. Sie lagerten jetzt dicht und schwer über der Stadt.

Aber auch das Meer, der Südosten, ward dadurch nicht frei. Denn eine zweite, gleiche Wolkenmauer war dort emporgestiegen und hatte sich unmittelbar an die erste geschlossen. Der ganze Himmel über Meer und Land war jetzt ein schwarzes Gewölbe.

Hildebad ging, weinmüde, nach seinem Nachtposten an der porta Honorii: „Noch immer auf Wache, Fridugern?“ rief er dem jungen Goten hinauf. „Und noch immer kein Regen! Die arme Erde! Wie sie dürsten muß! sie dauert mich! Gute Wache!“

In den Häusern war es unheimlich schwül: denn der Wind kam aus den heißen Sandwüsten Afrikas.

Die Leute drängten sich, geängstigt von dem drohenden Aussehen des Himmels, hinaus ins Freie, zogen in dichten Haufen

durch die Straßen oder lagerten sich in Gruppen in den Vorhallen und Säulengängen der Basiliken. Auf den Stufen von Sanct Apollinaris drängte sich viel Volk zusammen. Und es ward, obwohl erst Sonnenuntergangszeit, doch völlig dunkle Nacht.

Auf dem Ruhebett in ihrem Schlafgemach lag Matastwintha, die Königin, mit todesbleichen Wangen, in schwerer Betäubung. Aber ohne Schlaf. Die weitgeöffneten Augen starrten in die Dunkelheit.

Nicht eine Silbe hatte sie auf Aspas ängstliche Fragen gesprochen und zuletzt die Weinende mit einer Handbewegung entlassen.

Unwillkürlich kehrten in ihrem eintönigen Denken die Worte wieder: Witichis — Rauthgundis — Matastwintha! Matastwintha — Rauthgundis — Witichis!

Lange, lange lag sie so, und nichts schien den unaufhörlichen Kreislauf dieser Worte unterbrechen zu können.

Da plötzlich fuhr ein roter Strahl grell und blendend durch das Gemach, und im selben Augenblick schmetterte ein furchtbarer Donnererschlag, ein Donner, wie sie ihn nie vernommen, grollend, knatternd, prasselnd, krachend über die bebende Stadt.

Der Angstschrei ihrer Frauen schlug an ihr Ohr: sie fuhr empor. Sie setzte sich aufrecht auf dem Ruhebett. Aspa hatte ihr das Obergewand abgenommen. Sie trug nur noch das weißseidne Unterkleid: sie warf die wallenden Wogen ihres Haares über die Schultern und lauschte.

Es war eine bange Stille. Und noch ein Blitz und noch ein Donnereschlag.

Ein Windstoß riß heulend das Fenster von Milchglas auf, das nach dem Hofe führte. Matastwintha starrte in die Finsternis hinaus, die jetzt jeden Augenblick von grellen Blitzen unterbrochen wurde. Unaufhörlich rollte der Donner, selbst das



furchtbare Geheul des Sturmes überdröhnend. Der Kampf der Elemente tat ihr wohl. Sie lauschte begierig, auf die Linke gestützt und mit der Rechten langsam über die Stirne streichend.

Da eilte Aspa herein mit Licht. Es war eine Fackel, deren Flamme in einer geschlossenen Glaskugel brannte.

„Königin, du . . . — Aber, bei allen Göttern, wie siehst du aus! Wie eine Lemure. Wie die Rachegöttin!“

„Ich wollte, ich wäre es,“ sagte Matastwintha — es war das erste Wort seit langen Stunden, — ohne den Blick vom Fenster zu wenden.

Und Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag. Aspa schloß das Fenster. „O Königin, die Frommen unter deinen Mägden sagen: das sei das Ende der Welt, das da komme, und der Sohn Gottes steige nieder auf feurigen Wolken, zu richten die Lebendigen und die Toten. Hu, welch ein Blitz! Und noch kein Tropfen Regen. Nie hab' ich solch ein Unwetter gesehen. Die Götter zürnen schwer.“

„Wehe, wem sie zürnen. Oh, ich beneide sie, die Götter. Sie können hassen und lieben, wie's ihnen gefällt. Und zermalmen den, der sie nicht wieder liebt.“

„Ach Herrin, ich war auf der Straße: ich komme gerade zurück. Alles Volk strömt in die Kirchen mit Beten und Singen, den Himmel zu versöhnen. Ich bete zu Kairu und Astarte — Herrin, betest du nicht auch?“

„Ich fluche! Das ist auch gebetet.“

„Oh, welch ein Donnerschlag!“ schrie die Sklavin und stürzte zitternd in die Knie. Der dunkelblaue Mantel, den sie trug, glitt von ihren Schultern. Der Blitz und Donner war so stark gewesen, daß Matastwintha aus den Rissen gesprungen und ans Fenster geeilt war.

„Gnade, Gnade, ihr großen Götter! erbarmt euch der Menschen!“ flehte die Afrikanerin.

„Nein, keine Gnade! Fluch und Verderben über die elende Menschheit!“

Ha, das war schön! Hörst du, wie sie unten heulen vor Angst auf der Straße? Noch einer, und noch ein Strahl! Ha, ihr Götter, wenn ein Himmelsgott oder Himmelsgötter sind — nur um eins beneid' ich euch —: um die Macht eures Hasses, um euren raschen, geflügelten, tödlichen Blitz! Ihr schwingt ihn mit der ganzen Wut und Lust eures Herzens, und eure Feinde vergehn: und ihr lacht dazu: — der Donner ist euer Gelächter! Ha, was war das?“

Ein Blitz und ein Donner, der alle frühern übertraf, zuckte und krachte. Aspa fuhr vom Boden auf.

„Was ist das für ein großes Haus, Aspa? die dunkle Masse uns gegenüber? Der Blitz hat wohl gezündet: — brennt es?“

„Nein, Dank den Göttern! es brennt nicht! Der Blitz hat sie nur beleuchtet. Es sind die Kornspeicher des Königs.“

„Ha, habt ihr fehl geblitzt, ihr Götter?“ So schrie die Königin. „Auch die Sterblichen führen den Blitz der Rache.“

Und sie sprang vom Fenster hinweg, — und das Gemach war plötzlich dunkel.

„Königin — Herrin — wo bist — wohin bist du verschwunden?“ rief Aspa. Und sie tastete an den Wänden. Aber das Gemach war leer: und Aspa rief umsonst nach ihrer Herrin.

Unten auf der Straße wogte nach der Basilika von Sankt Apollinaris hin ein frommer Zug.

Ravennaten und Goten, Kinder und Greise, sehr viele Frauen: Knaben mit Fackeln schritten voran, hinter ihnen Priester mit Kreuzstangen und Fahnen. Und durch das Brüllen des Donners und durch das Pfeifen des Sturmes scholl die alte, feierlich ergreifende Weise:



dulce mihi cruciari, parva vis doloris est:  
malo mori quam foedari: major vis amoris est.

Die Antwort aber des zweiten Halbchors lautete:  
parce, iudex, contristatis parce peccatoribus,  
qui descendis perflammatis ultor jam in nubibus.

Und der Bittgang verschwand in der Kirche. Auch die nächsten Aufseher der Kornspeicher schlossen sich dem Zuge an.

Auf den Stufen der Basilika, gerade der Tür der Speicher gegenüber, saß das Weib im braunen Mantel: still und furchtlos im Aufruhr der Elemente, die Hände nicht gefaltet, aber ruhig im Schoß liegend. Der Mann in der Sturmhaube stand neben ihr.

Eine gotische Frau, die in die Kirche eilte, erkannte sie im Schein eines Blitzes. „Du wieder hier, Landsmännin? Ohne Obdach? Ich habe dir doch oft genug mein Haus angeboten. Du scheinst fremd hier in Ravenna?“

„Ich bin fremd. Doch hab' ich Obdach.“ — „Komm mit in die Kirche und bete mit uns.“

„Ich bete hier.“ — „Du betest? Du singst nicht und sprichst nicht?“

„Gott hört mich doch.“ — „Bete doch für die Stadt. Sie fürchten, es komme das Ende der Welt.“

„Ich fürchte es nicht, wenn es kommt.“

„Und bete für unsern guten König, der uns Brot gibt alle Tage.“ — „Ich bete für ihn.“

Da tönte der waffenklirrende Schritt von zwei gotischen Runden, die sich an der Basilika kreuzten.

„Ei, so donnre, bis du springst,“ schalt der Führer der einen Schar, „aber brumme mit nicht in meinen Befehl.“

„Haltet an. Wisand, du bist's? Wo ist der König? Auch in der Kirche?“

„Nein, Hildebad, auf den Wällen.“

„Recht so, da gehört er hin! Vortwärts, Heil dem König.“  
Und die Schritte verhallten.

Da kam ein römischer Lehrer mit einigen seiner Schüler vorbei. „Aber, Magister,“ mahnte der jüngste, „ich dachte, du wolltest in die Kirche? Warum führst du uns sonst aus dem Hause ins Freie bei diesem Untwetter?“

„Das sagte ich nur, um euch und mich aus dem Hause zu bringen. Was Kirche! Ich sage dir, je weniger ich Dächer und Mauern um mich weiß, desto wohler ist mir. Ich führ' euch auf die große, freie Wiese in der Vorstadt. Ich wollte, wir hätten Regen. Wäre der Vesuvius nahe genug, wie in meiner Heimat, ich dächte, Ravenna werde heut' ein zweites Herculaneum. Ich kenne solche Luft, wie sie heute weht — ich traue nicht!“ Und sie gingen vorüber.

„Willst du nicht mit mir gehn, Frau?“ sprach der Mann in der Sturmhaube zu der Götin. „Ich muß sehen, Dromon, unsern Gastfreund, jetzt zu treffen: sonst kommen wir diese Nacht wieder nicht unter Obdach. Ich kann dich nicht allein lassen im Dunkeln. Du hast kein Licht bei dir.“

„Siehst du nicht, wie mir die Blitze leuchten? Geh' nur, ich komme nach. Ich muß noch was zu Ende denken — zu Ende beten.“ Und die Frau blieb allein. Sie preßte beide Hände fest gegen die Brust und sah gegen den schwarzen Himmel: leise nur bewegten sich ihre Lippen.

Da war es ihr, als sähe sie in den Hochgängen, Galerien und Oberhallen des gewaltigen Holzbaues der Speicher, die in dunkeln Massen ihr gegenüber lagen, aus dem steinernen Rundbau des Zirkus ragend, ein Licht auftauchen und hin und wieder, auf und abwärts wandeln. Es mußte wohl eine Täuschung durch die Blitze sein. Denn jedes frei getragene Licht hätte der Wind in den nach außen offenen Galerien verlöscht.

Aber nein: es war doch ein Licht.

Denn in regelmäßigen Zwischenräumen wechselte sein Aufleuchten und sein Verschwinden, wie wenn es hastigen Schrittes entlang den Gängen mit ihren verdeckenden Pfeilern und Halb-